

Alfred-Kerr-Preis für Literaturkritik 2023 | Laudatio**von Lothar Müller**

Verleihung am 27.04.2023 auf der Leipziger Buchmesse

Eine Tür wird geöffnet, eine Schwelle überschritten, ein Ton gesetzt. So ist es bei Romananfängen, so ist es bei Literaturkritiken. Die Angst vor dem weißen Blatt ist schreibtechnisch gesehen oft vor allem dies: das Zögern vor dem Überschreiten der Schwelle. Umso schöner, wenn es gelingt und der erste Satz mit einer Beiläufigkeit daherkommt, als habe es das Zögern, die Anläufe, das Verwerfen nie gegeben. Ich weiß nicht, ob Jutta Person dieses Zögern und Anlaufnehmen kennt. Aber ich weiß, dass ihr diese Beiläufigkeit oft gelingt. Hier eine Miniauswahl aus ihren ersten Sätzen: „Die alte Vettel Paranoia verkuppelt bekanntlich alles mit allem.“, „Der anspruchsvolle Menschenfeind hat es nicht leicht.“, „Ein Diener ist ein Herr ist ein Diener ist ein Herr. Manchmal zumindest.“ Oder: „Tote Wellensittiche kann man nicht umtauschen.“

Jutta Person hat Witz. Witz haben ist nicht dasselbe wie einen Witz machen, schon gar nicht dasselbe wie witzeln. In der Zeit, als in Deutschland die Literaturkritik groß wurde, zur Zeit Lessings und später der Frühromantiker um 1800, hatte Witz, wer einen beweglichen Verstand besaß, eine wache Urteilskraft, und das alles durchaus versetzt mit gemischten Empfindungen. Witz ist logische Geselligkeit, so lautete eine der Formeln. Auf Jutta Person passt sie gut, auch deshalb, weil manche ihrer Rezensionanfänge Repliken sind.

Einen Schlusssatz, der darauf spekulierte, als Parole zitiert zu werden, hat André Breton an das Ende seines Romans „Nadja“ gesetzt. „La beauté sera convulsive ou ne sera pas.“ Die Rechnung ging auf. „Die Schönheit wird konvulsivisch sein, oder sie wird nicht sein“ wurde ein Hit unter den Programmsätzen des Surrealismus. Und nun zur Replik. „Konvulsivische Schönheit, Automatismus, Wiederholung: der Schluckauf hätte das Zeug zum surrealistischen Klassiker gehabt. Wenn man aber in der Literaturgeschichte zu suchen anfängt, von Louis Aragon über André Breton bis Tristan Tzara, wird man wenig finden. Warum dieser körperliche Spasmus, der doch geradezu vorbildhaft das Denken erschüttert, die Vernunft verhöhnt, das Unbewusste gummiballartig an die Oberfläche treiben lässt und damit die Forderungen der Surrealisten fast schon übererfüllt – warum also das Hicksen links liegen gelassen wurde: wir wissen es nicht.“ So beginnt Jutta Person im Frühjahr 2019 ihre Rezension zur deutschen Ausgabe des Romans „Monsieur Pain“ von Roberto Bolaño. Was das mit dem Buch zu tun hat? Lesen Sie „Monsieur Pain“, dann wissen Sie es. Mir geht es hier um das heitere Selbstbewusstsein des Gedankenspiels, in dem Jutta Person den Schluckauf als leider Leerstelle geliebten surrealistischen Klassiker inszeniert. Von Bolaño hat sie das nicht, von André Breton schon gar nicht. Das Gedankenspiel kommt aus ihr selbst, ich vermute aus jenen Regionen, in denen ihre Allergie gegen allzu prophetisch tönende Sätze nistet, Sätze des Typs „Die Schönheit wird konvulsivisch sein, oder sie wird nicht sein“. Der Schluckauf fährt dem Pathos auch dann in die Parade, wenn es surrealistisch daherkommt.

Der Witz, den Jutta Person hat, ist nicht Witzelei, nicht Unernst. Er ist Sprachwitz und Gedankenspiel, aber wo kommt er her? Das weiß ich nicht, ich weiß aber, woher Jutta Person kommt. Ich halte diese Herkunft für erwähnenswert, auch wenn hier wie stets Herkunftsgeschichten keine Generalschlüssel liefern. Folgen Sie mir kurz nach Südwestdeutschland, genauer gesagt, nach Südbaden, wo sie 1971 geboren wurde, im Breisgau, genauer gesagt in Herbolzheim. Das ist nicht weit von der A 5, die rasch nach Freiburg führt. Wenn die deutsche Literaturkritik über sich selbst sinniert, bedauern die Kritiker gelegentlich, Söhne oder Töchter von Lehrern oder Professoren zu sein. Und wenn sie Klassenfragen entdeckt, dann ist sie schnell bei den „bildungsfernen Schichten“. Jutta Person entstammt einer Sphäre, die keinem der beiden Pole zuzurechnen ist. Ihre Familie ist vom Handwerk und vom Selbstbewusstsein des Handwerks geprägt. Eine Wissenskultur eigenen Ranges ist damit verbunden,

eine lange Familientradition der Schlosserei, des Metallbaus. Einmal habe ich mit ihr über ihren Namen gesprochen, der in meinen Ohren schwedisch klingt. Da stellte sich heraus, dass der Name nicht selten ist in Südbaden. Nach dem Eintritt Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg zogen schwedische Truppen durch Südwestdeutschland, auch durch das Breisgau. Den Namen Person ließen sie dort. Herbolzheim aber blieb katholisch. Jutta Person besuchte das katholische Gymnasium in Ettenheim, ging dann aber unmittelbar nach dem Abitur in den frühen Neunzigern für ein Jahr zu den Waldensern, nach Prali bei Turin, in eine der Begegnungsstätten, die im vorreformatorischen Protestantismus wurzeln. So kam, schon bevor sie in Köln das Studium der Italianistik, Germanistik und Philosophie aufnahm, die Vertrautheit mit italienischer Sprache und italienischer Kultur in ihr Leben. In ihrem Porträt der Verlegerin und Fotografin Inge Feltrinelli lässt sich das nicht überlesen, ebenso wenig in ihrem Interview mit dem italienischen Zeitschriftenherausgeber Paolo Flores d'Arcais, in ihren Rezensionen zu Büchern des neapolitanischen Schriftstellers Erri de Luca. Das klassische Sehnsuchtsland der Deutschen ist ihr Italien nicht mehr. Jutta Persons Italien ist durch ihre Erfahrung des Aufstiegs von Silvio Berlusconi in den Neunzigerjahren geprägt, als sie zeitweilig in Pavia studierte.

Die Literaturkritikerin, zu der Jutta Person wurde, nach ersten Rezensionen in einer Kölner Studentenzeitung, hatte von Beginn an ein Faible für die markante Wendung, das treffende Wort. Die große Bühne einer überregionalen Tageszeitung betrat sie in einem Format, das normalerweise im Literaturbetrieb eine tragikomische Figur darstellt, dem unverlangt eingesandten Manuskript. Es ging im Herbst 2001 bei der Süddeutschen Zeitung ein, wurde sogleich gedruckt und handelte von dem Roman „Bin ich ein überflüssiger Mensch?“, den die Autorin Mela Hartwig 1931 geschrieben und vergeblich den damaligen Verlagen angeboten hatte. Jutta Persons Hinweis auf diese Autorin, und ihr Porträt der Heldin, einer Stenotypistin, verfasst mit Seitenblicken auf Siegfried Kracauer, Irmgard Keun, Martin Kessel und Erich Kästner, eröffnete die lange Reihe ihrer Texte über Frauen in der Literatur, darunter Silvia Bovenschen, der sie eine ganze Anthologie aus Rezensionen und Porträts gewidmet hat, Gisela von Wysocki, Judith Schalansky, deren Debütroman sie dem Publikum empfohlen hat, Ursula Krechel, an deren Essays sie die Einsicht vorführt, dass „analytisch und feinfühlig“ kein Gegensatzpaar darstellt, und über Mary Shelley geht es in die historische Tiefe bis zu Christine de Pizan. In ein Reservat führt diese weibliche Spur in ihren Texten nicht. Dass sie keine Liebhaberin allzu fest gefügter Identitäten ist, lehrt schon ein flüchtiger Blick in ihr Buch über die Korallen.

Es gibt von Jutta Person keine einzige weitschweifige, sich in der Paraphrase verlierende Rezension. Beim Abdruck ihres unverlangt eingesandten Manuskripts über Mela Hartwig und ihre Stenotypistin hat die Redaktion, was eher selten vorkommt, den von der Autorin vorgeschlagenen Titel übernommen: „Am Nullpunkt der Registratur.“ Als Belege für das Sprachgefühl und den Wortwitz dieser Kritikerin möchte ich drei weitere Beispiele anführen. Das erste entstammt ihrem Porträt von Inge Feltrinelli. Darin kommentiert Jutta Person jene berühmte Fotografie, auf der die junge Fotografin, als sie noch Inge Schönthal hieß, neben Ernest Hemingway auf Cuba einen riesigen Fisch in ihre eigene Kamera hält, schlägt als ihren Titel „Die junge Frau und das Meer“ vor und empfiehlt dem Rowohlt Verlag, künftig dieses Nixenfoto auf das Cover der berühmten Hemingway-Erzählung zu drucken, „nicht zuletzt, um der knarzigen Fischkampfnovelle mit ein bisschen Esprit und Lässigkeit auszuweichen“. Ihre Rezension zu Wolfgang Herrndorfs nachgelassenem Roman „Bilder deiner großen Liebe“ – Jutta Person hatte schon „Tschick“ rezensiert – beginnt mit einer Passage über den Kohlefrachter, der mit der Heldin an Bord über den Kanal tuckert, „so tonnenschwerelos, wie man das nur auf Transportkähnen kann“. Im Duden gibt es das Wort „tonnenschwerelos“ nicht, es muss Jutta Person beim Schreiben der Rezension zugeflogen sein. Im Porträt des Musikers und Autors Jochen Distelmeyer ist offenkundig, dass die Rezensentin mit den Songs der Band „Blumfeld“ vertraut ist. In ihrem Text über die Odyssee-Reprise in Distelmeyers Berlin- und Großstadroman „Otis“ spielt das „O“ die Schlüsselrolle, als „Sonderbotschafter unter den Vokalen“. Auch dieses Amt hat sie erfunden.

Sie ist keine Kunstrichterin, die ex cathedra urteilt. Eine ihrer Spezialitäten ist das gemischte Fazit. Dem Distelmeyer-Roman „Otis“ begegnet sie in ihrem Distelmeyer-Porträt nicht vorbehaltlos. Aber die

Vorbehalte fallen am Ende nicht so stark ins Gewicht, dass die Kritikerin von der Lektüre abraten müsste.

Jutta Person führt, soziologisch gesehen, eine Mischexistenz mit hohen Anteilen freier Autorschaft, die aber temporäre Bindungen an feste Auftraggeber nicht ausschließt. Sie war einige Jahre lang Redakteurin in Sigrid Löfflers „Literaturen“, ist seit gut einem Jahrzehnt ohne festen Redakteursstatus, aber mit stabiler Position für die Belange des Sachbuchs im Philosophie Magazin zuständig. Nicht dieser soziologische Befund ist das Entscheidende, sondern was sie daraus gemacht hat. Ihre Literaturkritik beruht auf dem Prinzip kommunizierender Röhren. Sie hat ihre Autorschaft in eine Fülle von Formaten aufgefächert, ohne ihnen einfach zu Diensten zu sein. Überall bringt sie den Jutta-Person-Ton zur Geltung, in den großen Porträts der Literaturen wie in den sehr knappen Kolumnen des Philosophie-Magazins, in den Rezensionen, Veranstaltungsberichten, im Besuch bei Klaus Sander, der mit seiner Edition *supposé* der gesprochenen, mündlichen Literatur eine Heimstatt bietet, die sich dem Begriff „Hörbuch“ nicht fügt, in den Interviews, etwa dem vor Spannung vibrierenden Interview mit Roger Willemsen über dessen Auswahledition von Alfred Brehms Texten über Tiere. „Kommunizierende Röhren“ heißt: man merkt den knappen Kolumnen an, dass Jutta Person auch große Texte schreibt, dem Porträt von Dantes Höllentransportwesen Geryon, dass ihr der Kosmos der „Göttlichen Komödie“ gegenwärtig ist, den Texten über Judith Butler, dass sie Karl Marx gelesen hat.

Anders als Alfred Kerr entwirft Jutta Person in ihren Kritiken keine auffällige Ich-Figur. Aber sie ist in ihren Texten mehr als nur beiläufig anwesend. Einer ihre Kolumnen ist folgendes zu entnehmen: „Mein erstes selbst gekauftes Buch hieß ‚Der Natur auf der Spur‘ (4,80 DM, Ravensburger 1980) und hatte viel mit Regenwurm-Experimenten und Kaulquappen-Watching zu tun.“ Damit bin ich an dem Punkt angelangt, auf den diese Laudatio unbedingt zulaufen muss, an der wohl wichtigsten Quelle ihrer Autorschaft. Diese Quelle ist ihr Interesse der Naturgeschichte. „Naturgeschichte“ ist ein Wort aus der Zeit vor der Herausbildung der modernen naturwissenschaftlichen Disziplinen. Dem Übergang der Naturgeschichte in die moderne Welt hat Jutta Person ihre Dissertation gewidmet. Hinter dem Titel „Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870-1930“ verbirgt sich ein Rückblick auf die Übergangszonen, in denen sich die Menschen und Tiere begegnen. Und eine Kritik an der schon im 18. Jahrhundert virulenten pathologisierenden Seite der Physiognomik. Die physiognomische Tradition der älteren Naturgeschichte aber hat Jutta Person sich für ihre Literaturkritik zu eigen gemacht. „Porträts“ sind ihre Bücher über den Esel und über die Korallen nicht nur im Untertitel, sondern in Gehalt und Verfahren. Ästhetik, Naturgeschichte und Literaturgeschichte sind darin gleichberechtigt anwesend, und nicht zuletzt die Ökologie, wie in den Buchempfehlungen ihrer Kolumne im „Philosophie Magazin“. Gegen die bequeme Sortierung in „Belletristik“ und „Sachbuch“ schreibt diese Literaturkritikerin an. Kaum jemand in der gegenwärtigen literarischen Welt repräsentiert die Einheit von Literatur und Naturgeschichte so unangestrengt wie Jutta Person. Nicht zuletzt darum ist sie sehr zu loben und unverzichtbar, etwa als Jurorin in Zeiten, in denen auf den Sachbuch-Bestsellerlisten die Debattenbücher, zeithistorische und soziologische Expertisen nahezu uneingeschränkt herrschen und die Ästhetik wie die naturgeschichtlich informierte Kulturwissenschaft allenfalls am Rande vorkommen. Nicht zuletzt darum ist die Ehrung dieser Kritikerin dringend geboten. Und natürlich, weil zu Alfred Kerr die Geschichte vom Seehundbaby gehört, das er am Strand gefunden hat.

Herzlichen Glückwunsch zum Alfred-Kerr-Preis, Jutta Person!

© Lothar Müller, 2023